

GESCHICHTE



Versailles

Innenansichten einer Machtmaschine

Von Leonhard Horowski

Natalie Zemon Davis

Ein Gespräch mit
der bedeutendsten
Sozialhistorikerin der Welt

12

Die Reformation

Thomas Maissen über
«Schlüsselmomente der
Schweizer Geschichte»

24

Südstaaten-Held

Ein Schweizer
Lagerkommandant
spaltet Amerika

70



Der einzige Schweizer Beitrag zur Weltgeschichte

Wie die Reformation unser Land verändert hat. Teil 2 der neuen Serie «Schlüsselmomente der Schweizer Geschichte». Von **Thomas Maissen**

Gemälde Pascal Möhlmann

Weshalb begann die Reformation im deutschen Sprachraum, und warum hatte sie dauerhaften Erfolg? Anderswo, etwa in Spanien oder Frankreich, kontrollierte der Herrscher bereits die «nationale» Kirche, während viele Deutsche klagten, die Kurie in Rom liege auch sprachlich fern und nutze sie fiskalisch aus. Die Verfassung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation erschwerte es dem Kaiser, ab 1519 dem Habsburger Karl V., eine einheitliche Nationalkirche zu errichten. Dieselbe Reichsstruktur mit ihren Hunderten von autonomen Reichsständen schuf zugleich die Freiräume, damit Reformatoren unter herrschaftlichem Schutz ihre neue Lehre vertraten. Besonders in Reichsstädten, darunter Zürich, Bern und Schaffhausen, nahmen die lesekundigen Stadtbürger Luthers Botschaft schnell auf. Für viele andere Städte, darunter Basel, St. Gallen und Genf, war die Reformation ein Mittel, um sich endgültig von geistlichen Stadtherren, meist dem Bischof, zu emanzipieren.

Ulrich Zwingli wurde im Toggenburg als Untertan eines Reichsfürsten geboren, des Abts von St. Gallen. Seit 1519 Leutpriester am Grossmünster, folgte er anfangs weniger Luther als dem christlichen Humanismus seines bewunderten Lehrers Erasmus von Rotterdam. Zwinglis Ablehnung von Reisläufen und Pensionenwesen verdankte sich der Erfahrung von Marignano, wo er Glarner Truppen in die Niederlage begleitet hatte. Während Luther 1519/20 mit der Papstkirche brach und dafür zum Tode verurteilt

wurde, ist Zwinglis Abkehr in den Quellen erst später greifbar. 1522 rechtfertigte er, dass seine Freunde beim «Wurstessen bei Froschauer» sich den Fastenregeln widersetzt hatten, die keine Basis in der Bibel hatten. Wichtiger als dieser symbolträchtige Akt waren die zwei Zürcher Disputationen von 1523. Die städtische Obrigkeit, der Rat, veranstaltete diese Religionsgespräche und verpflichtete die Kontrahenten darauf, mit der Bibel zu argumentieren und nicht mit scholastischen Theologen. Das entsprach dem reformatorischen Grundprinzip der «sola scriptura» – durch die Schrift allein. Vor allem aber musste sich die weltliche Obrigkeit an, in christlichen Lehrfragen Entscheidungen zu fällen, was der kirchlichen Hierarchie vorbehalten gewesen wäre.

In den zwei Jahren nach den Disputationen veränderte sich die Zürcher Kirche radikal. Abgeschafft wurden Klöster, Mönchsorden sowie Zölibat, Heiligenverehrung und Bilderkult, Prozessionen, Orgelspiel und Gemeindegesang. Statt sieben Sakramenten gab es nur noch Taufe und Abendmahl. Von den aufgehobenen Klöstern und kirchlichen Einrichtungen übernahm der Rat Eigentum und Rechtstitel, insbesondere den Zehnt, bezahlte damit die Pfarrer und gründete ein Almosenamt für die Armen und eine Hohe Schule zur Ausbildung eines neuen Pfarrstands und zur Übersetzung der Zürcher Bibel (1531).

Viele Städte wie Nürnberg 1525, Bern und Hamburg 1528, Ulm 1530 oder Esslingen 1531 folgten dem Zürcher Modell eines Religions-

gesprächs, um die Reformation einzuführen, zum Teil sogar durch eigentliche Abstimmungen. Dort, wo diese üblich waren, in den eidgenössischen Landsgemeindekantonen, stiess die neue Lehre aber auf wenig Gegenliebe. Anders als die Gewerbestadt Zürich waren die armen Innerschweizer auf die von Zwingli bekämpften Solddienste angewiesen. Zudem kontrollierten sie Kirche und Klerus bereits besser, als dies in den Städten möglich war. Und beschwor man nicht regelmässig und gemeinsam die alten Bundeseide mit dem herkömmlichen Appell an die Heiligen? Als die Zürcher dies 1526 verweigerten, drohte die Auflösung dessen, was eben eine Eid-Genossenschaft war. Die katholischen Orte gingen ausgerechnet mit ihren historischen Erzfeinden, den österreichischen Habsburgern, eine «christliche Vereinigung» ein. Zürich dagegen fand sich in «christlichen Burgrechten» wieder, die mit den inzwischen protestantischen Städten Konstanz (1527), Bern, St. Gallen (1528), Basel, Schaffhausen, Biel, Mülhausen (1529) und Strassburg (1530) geschlossen wurden; weitere Verhandlungen führten bis nach Hessen.

Diese Sonderbündnisse mussten 1531 aufgegeben werden, nachdem die Zürcher bei Kappel die Schlacht gegen die Innerschweizer verloren hatten und Zwingli selbst gefallen war. Erstmals kam in der Eidgenossenschaft das Prinzip zur Geltung, das später im Reich «*cuius regio, eius religio*» heissen sollte: Die Obrigkeit, hier also die städtischen Räte und Landsgemeinden sowie die Magistraten der Länderorte, bestimmte die Konfession für die gesamte Bevölkerung, die in einer kantonalen «Staatskirche» zusammengefasst war. Die «nationale Schweizerkirche» war verunmöglichlicht, die Zwingli zuletzt mit Gewalt erstrebt hatte. Vor diesem Hintergrund sah dessen Nachfolger Heinrich Bullinger 1532 die Eidgenossenschaft als «Gefängnis» und erwog, den Bund aufzulösen. Der Plan wurde verworfen, zeigt aber, wie labil die eidgenössische Struktur damals war.

Weshalb kam es nach Zwinglis Tod dennoch nicht zu einer konfessionellen Umgruppierung der Bündnisse? Ab 1531 schlossen sich viele protestantische Städte des Südens, von Strassburg über Konstanz bis Augsburg, mit dem

Kurfürsten von Sachsen und anderen mächtigen Fürsten im Schmalkaldischen Bund zusammen. Notfalls militärisch wollten sie gegen Kaiser Karl V. das «Augsburger Bekenntnis» verteidigen, das Philipp Melanchthon mit Luthers Segen verfasst hatte. Luther hatte aber zwei Jahre zuvor, beim Religionsgespräch mit Zwingli in Marburg, mit den Zürcher «Schwärmern» gebrochen. Hauptstreitpunkt war die Lehre vom Abendmahl: Zwingli deutete es symbolisch als Erinnerung an Christi Opfertod, während Luther wie die Katholiken daran festhielt, dass Christi Leib im Abendmahl real gegenwärtig sei. Luthers Denken kreiste um das individuelle Gewissen des Sünders und die Erlösung durch den gnädigen Gott im Jenseits. Dagegen betonten die

So finden noch heute weltweit Millionen von Menschen ihre religiösen Wurzeln in der Eidgenossenschaft.

Zwinglianer, dass man das Reich Christi auch im Alltag auf Erden, in der christlichen Gemeinde und ihrem Bund mit Gott, verwirklichen müsse: Ein guter Christ sei auch ein guter Bürger und eine christliche Stadt nichts anderes als eine christliche Kirche. Zu diesem Zweck wachte das zwinglianische «Ehegericht», in dem je zwei Mitglieder von Rat und Kirche die bischöfliche Gerichtsbarkeit ablösten, über die Sittenzucht.

Dieses Anliegen teilten die Schweizer mit dem Strassburger Martin Bucer, der zwischen Lutheranern und Zwinglianern zu vermitteln suchte. Seinerseits wirkte Bucer auf einen protestantischen Flüchtling aus Frankreich, der von 1538 bis 1541 in Strassburg lebte: Johannes Calvin. Er hatte 1536 in Basel seine *Institutio Religionis Christianae* veröffentlicht. Sie zielte, anders als die Zwinglianer, nicht auf alle Bürger in der Einheit von politischer und kirchlicher Gemeinde,



Von Ulrich Zwingli
gibt es nur ein
Porträt im Profil.
Der Maler Pascal
Möhlmann hat
sich vorgestellt,
wie er von vorne
ausgesehen
haben könnte.

2017

sondern auf die Trennung einer Kirche von Reinen vom Rest der Welt. Damit erhielt für Calvin, der 1541 nach Genf kam, die Sittenzucht zusätzliches Gewicht. Im Konsistorium verhängten die Pfarrer und die aus dem Stadtrat gewählten Ältesten («Presbyter») bei Fehlverhalten die Exkommunikation als Ausschluss vom Abendmahl und damit aus der Gemeinschaft – auch von Angehörigen der Elite. Die calvinistische Selbstverwaltung in der Gemeinde hatte einen grossen Vorteil gegenüber den zwinglianischen Staatskirchen: Sie erlaubte es, selbst dort eine reformierte Glaubensgemeinschaft zu errichten, wo die weltliche Obrigkeit sie gewaltsam verfolgte – wie das in Calvins Frankreich der Fall war.

Auch im Reich schien der alte katholische Glaube zu triumphieren, als Karl V. 1547 den Krieg gegen den Schmalkaldischen Bund gewann und das sogenannte Augsburger Interim verfügte, das die protestantische Glaubenspraxis vermeintlich endgültig einengte. In dieser bedrohlichen Situation fanden Zürich und Genf theologisch zueinander. Im «Consensus Tigurinus» von 1549 einigte sich Calvin mit Bullinger auf ein Abendmahlsverständnis. Mit seinem Nachfolger Théodore de Bèze verfasste Bullinger dann 1566 das Zweite Helvetische Bekenntnis, eine für alle Reformierten gültige Bekenntnisschrift.

Damit war eine Brücke geschlagen zwischen deutschsprachigen Kantonen und den französischsprachigen Zugewandten in Genf, die nicht Untertanen waren wie die Waadtländer. Als Reformierte grenzten sie sich fortan ab von den Lutheranern, die inzwischen auch in Süddeutschland dominierten. Zugleich koexistierten reformierte und katholische Kantone in einem Bund, der wegen der Glaubensdifferenzen keine gemeinsame Aussenpolitik mehr verfolgen konnte und sich deshalb von den (Glaubens-)Kriegen der Zeit fernhielt. Von Neutralität zu reden, wäre verfehlt: Die Kantone waren souverän, sie unterstützten ihre Glaubensverwandten durch Söldneranwerbungen und schlossen mit ihnen militärische Bündnisse, so Bern und Zürich 1612 mit der Markgrafschaft Baden.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der Schweizer Reformation war damals vorbei. Doch

Zwingli und vor allem Bullinger mit seinen rund tausend Korrespondenten von Dänemark bis Siebenbürgen wirkten weithin, nicht zuletzt in England und im Reich. Noch nachhaltiger war die Genfer Akademie, die Calvinisten aus allen Ländern ausbildete. Zu ihnen gehörte John Knox, der Begründer der schottischen Nationalkirche. Hunderte von Niederländern waren in Genf immatrikuliert, so Guido de Brès, der Verfasser des «Confessio Belgica» von 1561. Die calvinistischen «Hugenotten», wohl eine Verballhornung von «Eidgenots», machten in Frankreich zeitweise zehn Prozent der Bevölkerung aus. Auch in Polen, Ungarn und Siebenbürgen entstanden calvinistische Gemeinden, und die puritanischen und presbyterianischen Einwanderer aus Grossbritannien errichteten ihre Kirchen in den nordamerikanischen Kolonien. Dorthin flohen ebenfalls viele Mennoniten. Sie gehen auf die Täufer zurück, die von den Reformierten verfolgt wurden, nachdem Conrad Grebel, ein früherer Anhänger von Zwingli, mit diesem gebrochen und Anfang 1525 in Zürich die erste Erwachsenentaufe vollzogen hatte. So finden noch heute weltweit Millionen von Menschen ihre religiösen Wurzeln in der Eidgenossenschaft, die sich selbst durch die Glaubensspaltung rund drei Jahrhunderte lang innenpolitisch gelähmt und zu aussenpolitischer Passivität gezwungen sah. |G|



Thomas Maissen, Jahrgang 1962, ist seit 2013 Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Paris. Davor wirkte er als Professor für neuere Geschichte in Heidelberg. Maissen veröffentlichte zuletzt *Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt*. 2010 erschien seine *Geschichte der Schweiz*. Beide Bücher wurden Bestseller.

In der nächsten Ausgabe: Thomas Maissen über 1847/1848. Sonderbundskrieg und Bundesstaat: ein nationaler Einigungskrieg wie überall, aber die einzige liberale Verfassung, die Bestand hat.

Pascal Möhlmann, Jahrgang 1970, arbeitet als Künstler in Zürich. Der Niederländer hat die Kunsthochschule in Utrecht besucht und ist spezialisiert auf moderne Porträtmalerei.